

Salzkörner

Materialien
für die Diskussion
in Kirche
und Gesellschaft



ZdK

28. Jg. Nr. 2
April 2022

Editorial

Verletzlich

Wie fragil die Welt ist, in der wir leben, können wir aktuell an vielen Krisen ablesen. Die uns wohl am meisten beschäftigende ist der Krieg in der Ukraine. Regina Elsner vom Zentrum für Ost-europa- und internationale Studien beschreibt, was geschieht, wenn Religion einer Ideologie dient. Ihre Analyse der gegenwärtigen Rolle der Russischen Orthodoxen Kirche erhellt, warum kein Blatt zwischen Putin und Patriarch Kyrill passt – und warum Russlands Expansionsdrang religiös untermauert wird.

Verletzlich ist auch das fragile Miteinander der Religionen. Am Beispiel der Herz-Jesu-Kirche in Berlin beschreibt Wolfgang Thierse, wie man heute mit alten Feindschaften umgehen kann und muss – und warum es sinnlos ist, die Vergangenheit vergessen zu machen. Die Kirche berührt uns als ZdK sehr, steht sie doch in unmittelbarer Nachbarschaft zu unserem neuen Domizil an der Schönhauser Allee.

Unbeugsam reagiert Mirriane Mahn auf die Verletzungen, die ihr eine Gesellschaft zufügt, die sich gern tolerant und vielfältig gibt, Rassismus aber nicht wirklich überwunden hat. Im Interview mit Katrin Großmann erinnert sie sich an ihren Auftritt bei der Frankfurter Buchmesse – und an den Erfolg ihres Störens. Ein neuer politischer Stil? Nora Bossong findet es wichtig, nicht immer geschmeidig zu sein. Darüber hat sie ein Buch geschrieben, das eine Liebeserklärung an die Störer*innen ist. Und an die Demokratie.

In Stuttgart wartet der Katholikentag Ende Mai mit einer besonderen Ausstellung zum Thema Verletzlichkeit auf. Die Kunsthistorikerin Melanie Prange gibt Einblicke in künstlerisch überraschende Perspektiven. Und der Jesuit Klaus Mertes denkt nach über das Auferstehen aus allem Dunkel. Und dass das geht.

Marc Frings

Inhalt

- Wenn Religion der Ideologie dient** _____ 2
Krieg in der Ukraine: Anfragen an die Kirchen
[Dr. Regina Elsner](#)
- Theresienstift in Berlin-Mitte** _____ 3
Das Generalsekretariat in der Tradition engagierten politischen Katholizismus
[Marc Frings](#)
- Unübersehbar** _____ 4
Wie die Gemeinde Herz Jesu in Berlin-Mitte mit antijudaistischen Darstellungen in ihrer Kirche umgeht
[Dr. Wolfgang Thierse](#)
- Die Unbequeme** _____ 6
Über eine Frau, die Reden unterbricht und auf Bühnen stürmt, wenn es sein muss
[Mirriane Mahn](#)
- Ein neuer politischer Stil** _____ 8
Demokratie scheitert immer wieder an ihrem Versprechen, alle einzubeziehen. Trotzdem geht es nicht ohne sie
[Nora Bossong](#)
- Vulnerable – Verletzlich** _____ 10
Kunstwettbewerb und Ausstellung der Diözese Rottenburg-Stuttgart
[Dr. Melanie Prange](#)
- Auferstehen im Krieg** _____ 12
Wie kann man an solchen Tagen Auferstehung feiern?
[Klaus Mertes SJ](#)

Wenn Religion der Ideologie dient

Krieg in der Ukraine: Anfragen an die Kirchen

Seit dem 24. Februar schaut die Welt mit Schrecken auf die Ukraine, wo Russlands Armee Städte, Dörfer, Kirchen und Synagogen dem Erdboden gleichmacht. Menschen werden gefoltert und ermordet. In kirchlichen Kreisen kommt zu diesem humanitären und völkerrechtlichen Schock eine theologische Erschütterung: Eine der größten christlichen Kirchen der Welt, die Russische Orthodoxe Kirche, rechtfertigt diesen Krieg von der Kanzel. Sie instrumentalisiert ökumenische Kontakte und gratuliert den Krieg führenden Offizieren, Ministern und Soldaten.

Man merkt den Kirchen weltweit diese theologische Erschütterung an. Friedensethische Diskussionen werden neu aufgerollt, ökumenische Beziehungen nach Moskau werden überdacht, innerorthodox versucht man eine Abgrenzung zu politischen Orthodoxien, die in den vergangenen Jahrzehnten die Kirchen weltweit herausgefordert haben. Die Anfragen, die der Krieg an die Kirchen stellt, sind vielfältig und sie treffen sie auf verschiedenen Ebenen.

Der Krieg in der Ukraine ist kein Religionskrieg, und dennoch prägt eine religiöse Rhetorik seine Ideologie. Sowohl Vladimir Putin als auch der Patriarch von Moskau, Kyrill, rechtfertigen die Kriegshandlungen der russischen Armee in der Ukraine als Verteidigungskampf gegen äußere Feinde. Während sicherheitspolitisch damit die Nato angesprochen ist, bezieht sich die Verteidigung in religiöser Hinsicht auf westliche Werte, auf Demokratie, individuelle Menschenrechte, Religions- und Meinungsfreiheit, sexuelle Selbstbestimmung.

Kampf gegen das Böse

In den Reden Patriarch Kyrills seit Februar 2022 konstruiert er einen metaphysischen Kampf gegen das Böse auf dem Territorium der Ukraine, den jede*r Gläubige im Gebet führen müsse, besonders aber die russischen Streitkräfte mit aller Waffenhärte. Diese Verknüpfung von militärischer Gewalt und religiöser Legitimierung illustriert die Gefahr eines politisierten Christentums, das die westlichen Kirchen

für lange überwunden hielten. Allerdings ist die Verstrickung westlicher Kirchen in die Ideologie eines Kulturkampfes zwischen liberaler und konservativer Welt nicht wegzudiskutieren. Sowohl die katholische Kirche als auch Strömungen in den protestantischen Kirchen haben in den vergangenen Jahren die Zusammenarbeit mit dem russischen Staat und der russischen Kirche nicht gescheut. Ist das ein Grund, warum der Widerspruch gegen die Kriegshetze der Russischen Orthodoxen Kirche so zögerlich und vage bleibt?

Staat und Kirche in Russland eint, dass sie der Ukraine kein Recht auf Selbstbestimmung zuerkennen. Die Ukrainische Orthodoxe Kirche ist seit dem Ende der Sowjetunion die größte Religionsgemeinschaft der Ukraine, wenn auch seit dem russischen Kriegsbeginn 2014 mit sinkender gesellschaftlicher Zustimmung. Sie gehört zum Patriarchat von Moskau, betont jedoch ihre relativ große Eigenständigkeit. Der einzige Bereich, in dem diese Kirche kategorisch keine eigenständigen Schritte gehen darf, sind die kirchlichen Außenbeziehungen. Das heißt, dass die Ukrainische Orthodoxe Kirche nur als Teil von Delegationen der Russischen Orthodoxen Kirche in ökumenischen und innerorthodoxen Gremien eine Stimme hat.

Ähnlich geht es der seit 2019 selbstständigen Orthodoxen Kirche der Ukraine. Sie wurde durch den Ökumenischen Patriarchen Bartholomaios und bisher drei weitere orthodoxe Kirchen anerkannt, ihre Gründung hat jedoch zu einer schweren innerorthodoxen Krise geführt und eine Einigung in dieser Frage ist nicht in Sicht. So ist auch dieser Teil der ukrainischen Orthodoxie bisher nur als Mitglied in Delegationen des ökumenischen Patriarchats an ökumenischen Kontakten beteiligt. Der massive Einfluss der Russischen Orthodoxen Kirche auf die russische Ideologie und diese ökumenische Isolation der ukrainischen Orthodoxie führen dazu, dass auch die westlichen Kirchen viel mehr über Russland als mit der Ukraine sprechen. Der Vatikan unternimmt, ähnlich wie der Ökumenische Rat der Kirchen, große Anstrengungen, um die Gesprächsfäden mit Moskau nicht abreißen zu lassen und Möglichkeiten eines befriedenden Einflusses der russischen Kirche auszuloten. Beide haben allerdings bisher keine direkten Gespräche mit den orthodoxen Kirchen der Ukraine begonnen. Ist es zu rechtfertigen, den Opfern eines Angriffskrieges eine eindeutige Positionierung ohne Interpretationsspielraum vorzuenthalten, weil man sich an das Gebot kirchlicher Nichteinmischung in orthodoxe Konflikte halten möchte?

Krieg Ukraine

Und entsprechen die Kirchen im Westen nicht der Strategie des politischen und kirchlichen Moskau, wenn sie die Ukraine in ihrer selbstständigen Identität nicht ernst nehmen?

Mehr lernen über die Orthodoxie

Diese Frage bezieht sich übrigens auch auf die Wahrnehmung orthodoxer Gemeinden hier in Deutschland. Seit Februar 2022 ist vielen Menschen in Deutschland erstmalig bewusst geworden, dass es eine Vielzahl verschiedener Kirchen in direkter Nachbarschaft gibt, die mit den Kirchen in Russland und der Ukraine verbunden sind. Der Strom von Flüchtlingen, Solidaritätsveranstaltungen, aber auch gewaltsame Angriffe und Vandalismus gegen Kirchen zeigen, dass der Krieg Menschen in Deutschland direkt betrifft. Die Differenzierung, welche Kirche – russisch-orthodox, ukrainisch-orthodox, ukrainisch-griechisch-katholisch – sich konkret vor Ort befindet, was die Unterschiede ausmacht und welche aktuellen Herausforderungen durch den Krieg jeweils bestehen, fällt vielen schwer. Um neuen Polarisierungen und Vorurteilen im Umgang mit orthodoxen Gläubigen vorzubeugen, wäre eine Stärkung des Wissens über Orthodoxie in Deutschland, über den Umgang der Gemeinden mit dem Krieg und die Auswirkungen der Krise auf die Orthodoxe Kirche ein Gebot der Stunde – auch für die katholische Bildungsarbeit.

Schließlich zeigen der Krieg in der Ukraine und die Gräueltaten der russischen Armee die Grenzen der christlichen Friedensethik der vergangenen Jahrzehnte. Die katholische Friedensethik war nie naiv oder blind gegenüber den existierenden Kriegen in aller Welt und hat sich intensiv mit Fragen des gerechten Friedens, der Schutzverantwortung und der Legitimierung militärischer Interventionen auseinandergesetzt. Allerdings sehen wir mit der Aggression Russlands eine grundsätzlich christlich geprägte Gesellschaft inklusive christlicher Militäreseelsorge, die zielgerichtet Prinzipien christlicher Friedensethik pervertiert. Ideen von Gerechtigkeit, Schutzverantwortung und militärischem Eingreifen zur Verteidigung angeblich vulnerabler Gruppen werden durch die russische Regierung und die russische Kirche so genutzt, dass die Frage nach Wahrheit keinerlei Konsens mehr herstellen kann. Darüber hinaus führt die katholische und evangelische Friedensethik nicht automatisch zu einem Verständnis orthodoxer Vorstellungen von Frieden und Konflikt.

Diese haben sich gerade in Russland dezidiert von westlichen Konzepten abgesetzt, etwa in ihrer Unterstützung für atomare Waffensysteme und der Verehrung von Kriegsheiligen. Die Expertise zur Friedens- und Konfliktethik der Orthodoxie ist in Deutschland jedoch verschwindend gering und Gesprächskanäle zu diesem Thema wurden in den vergangenen Jahren nicht hergestellt. Führen nicht auch deswegen westliche Aufrufe an die Russische Orthodoxe Kirche, sich gegen den Krieg zu positionieren, ins Leere?

Angesichts der Tragweite des Krieges in der Ukraine und seiner Konsequenzen auch für die Kirchen in Westeuropa müssen diese Anfragen einen angemessenen Raum auf dem Katholikentag im Mai in Stuttgart einnehmen. Ukrainische Stimmen müssen hörbar sein, die Verstrickung der Russischen Orthodoxen Kirche in den anti-liberalen Diskurs muss kritisch diskutiert werden, die Grenzen und Chancen christlicher Friedensethik müssen neu verhandelt werden und auch die Prinzipien kirchlicher Diplomatie und religiös informierter Außenpolitik müssen hinterfragt werden. Der Krieg und seine Folgen werden uns auch in Deutschland und der deutschen katholischen Kirche noch viele Jahre begleiten. Vor allem in der Frage, wie wir Verantwortung angesichts christlich legitimer Radikalisierung übernehmen wollen.

| Dr. Regina Elsner

Theologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Osteuropa- und internationale Studien, Berlin (ZOiS)

Berlin Theresienstift

4

Theresienstift in Berlin-Mitte

Das Generalsekretariat in der Tradition engagierten politischen Katholizismus

Zwischen Pfefferberg und Volksbühne und im Übergang von Prenzlauer Berg nach Berlin-Mitte hat das ZdK zum Jahresbeginn seine neuen Büroräume an der Spree bezogen. Die Mauern unserer neuen beruflichen Wirkstätte für bald ca. 25 Mitarbeitende waren in den zurückliegenden 100 Jahren Zeuginnen bewegender und widersprüchlicher Kapitel, die zweifelsohne einen Einblick in die deutsche Geschichte bieten. Auch sind hier Menschen ein- und ausgegangen, die auf vorbildhafte Weise jene Werte gelebt und gestärkt haben, für die wir uns als Vertretung der katholischen Zivilgesellschaft einsetzen.

Auf Nachdruck und Wunsch katholischer Familien wird in den 1890er-Jahren das Theresienstift als katholische Mädchenschule errichtet. Die Schulschwester Unserer Lieben Frau aus Mülhausen übernehmen 1918 die Verantwortung für das Stift. Infolge des an Macht und Zuspruch gewinnenden NS-Regimes wird Jüd*innen der Zugang zu staatlichen Bildungseinrichtungen verwehrt. Am Theresienstift werden jedoch ab 1933 jüdische Schülerinnen unterrichtet. Ab 1936 wird die Schule sukzessive geschlossen, 1938 werden auch hier die jüdischen Mädchen zwangsentlassen.

Mit dem Campus jener Zeit ist auch der heutige Namensgeber der Pfarrgemeinde eng verbunden: Bernhard Lichtenberg – 1875 in Schlesien geboren, Mitglied der Zentrumspartei, im Vorstand des Friedensbunds Deutscher Katholiken und ab 1937 Dompropst in Berlin – betet öffentlich für verfolgte Jüd*innen, kritisiert die Euthanasiamorde und gerät zunehmend ins Visier der Nazis. Als Leiter des Hilfswerks beim bischöflichen Ordinariat weitet er die Aktivitäten dieser Einrichtung immer weiter aus: Geht es zunächst primär um die Fluchtunterstützung von Jüd*innen, hilft das Werk später ganz konkret mit Kleidungs- und Lebensmittelspenden, mit Warnaktionen vor Deportation und beteiligt sich beim Verstecken verfolgter

Jüd*innen. 1942 wird Lichtenberg für diese Aktivitäten verurteilt, ehe er 1943 an den Folgen schwerer Erkrankungen stirbt.

Auch nach Lichtenbergs Tod reißt die Widerstandsarbeit nicht ab. Mit Margarete Sommer setzt eine Sozialarbeiterin, Laiendominikanerin und ein KDFB-Mitglied die Arbeit an selber Stelle fort. Sie ist nicht minder kritisch gegenüber der NS-Schreckensherrschaft eingestellt und muss infolge ihrer Weigerung, die Zwangssterilisation behinderter Menschen zu unterrichten, ihren Lehrberuf aufgeben. Unentwegt dokumentiert Sommer, wie der rechtliche Bewegungsradius für Jüd*innen immer enger wird; ihre Analysen des deutschen Totalitarismus schickt sie an den Heiligen Stuhl und an Bischöfe. Als „Gerechte unter den Völkern“ ehrt die israelische Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem die 1965 verstorbene Sommer sowie Lichtenberg, der 1996 von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen wurde.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs schließt das Theresienstift zunächst, ehe die Schule vier Jahre später ihre Portale wieder öffnet. In der DDR ist sie die einzige konfessionelle Oberschule mit staatlicher Anerkennung. Noch bis 1991 findet hier, mittlerweile ökumenisch ausgerichtet, Unterricht statt, ehe die Schule aus Platzgründen nach Berlin-Weißensee zieht, wo sie 2019 ihr 125-jähriges Bestehen feiert.

Die unterschiedlich gestalteten Büroräume mit Einzel-, Mehrfach- und Großraumnutzung erinnern bis heute an den ursprünglichen Charakter des Schulgebäudes. Sogar eine Tafel jener Zeit ist erhalten und wird dem einen oder anderen ZdK-Mitglied schon bei Videokonferenzen begegnet sein. Mit Demut und Vorfriede blickt das Generalsekretariat auf die bewegte Vergangenheit des Hauses, das 100 Jahre lang von einem engagierten, politischen Katholizismus geprägt wurde, und setzt nun an, um ein weiteres Kapitel hinzuzufügen.

| **Marc Frings**
Generalsekretär des Zentralkomitees der deutschen Katholiken

Unübersehbar

Wie die Gemeinde Herz Jesu in Berlin-Mitte mit antijudaistischen Darstellungen in ihrer Kirche umgeht

Die Herz Jesu Kirche in der Fehrbelliner Straße ist die Heimat einer aktiven katholischen Kirchengemeinde. Während des NS-Regimes fanden hier Jüd*innen durch die Hilfe von Margarete Sommer und dem Bischöflichen Hilfswerk ein Versteck. Im Innenhof erinnert eine Tafel daran. Dennoch muss sich die Gemeinde mit der sehr präsenten antijudaistischen Darstellung von Synagoga und Ecclesia oberhalb ihres Altarraums auseinandersetzen. Wie geht man um mit einer Darstellung, die die abwertende Theologie des 19. Jahrhunderts zeigt?

Die Herz Jesu Kirche in Berlin, zu deren Gemeinde ich seit 50 Jahren gehöre, wurde in der Gründerzeit gebaut, an der Grenze zwischen den Stadtbezirken Mitte und Prenzlauer Berg, einer damals rasant wachsenden Stadt. 1898 geweiht, wurde sie im Zweiten Weltkrieg nicht zerstört, ein Wunder fast. Sie ist eine für preußisch-berliner Verhältnisse geradezu prächtige Kirche von hoher baulicher Qualität, errichtet in neoromanischem Stil nach dem Vorbild Hildesheimer Kirchen und neobyzantinisch ausgemalt; auch die Original-Ausstattung ist beinahe vollständig erhalten. Ein Gesamtkunstwerk durchaus, ein Denkmal in jedem Fall, ein Dokument der religiösen Kultur und Frömmigkeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Und der Ort einer, so habe ich es erlebt, zur DDR-Zeit sehr aktiven und dabei typischen Ost-Diaspora-Gemeinde. Nach der Wiedervereinigung veränderte sie sich – durch den starken Zuzug von Katholiken aus ganz Deutschland, blieb immer weniger DDR-preußisch und wurde stärker rheinisch-bayerisch und international (geprägt auch durch die französische ökumenische Gemeinschaft Chemin Neuf).

Der Kirchenraum blieb immer der Gleiche und damit auch eine Irritation: die Darstellung zweier Frauen, rechts und links des Chorbogens, Allegorien der Ecclesia und der Synagoga. Die eine als stolze Frau mit Heiligenschein und Krone, den Kelch des Heils in der Hand, und die andere als schmerzgekrümmte Frau, an der gebrochenen Lanze sich festhaltend, die Krone gefallen ... – unüber-

sehbar eine parteiische, abwertende, herabwürdigende antijudaistische Gestaltung ganz im Geist der Zeit und der Theologie des 19. Jahrhunderts. Unübersehbar und doch übersehen, weil so furchtbar selbstverständlich – bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Unübersehbar und doch mit der zerstreuten Unaufmerksamkeit der Gottesdienstbesucher*innen übersehen – bis zum Ökumenischen Kirchentag 2003 in Berlin. Zuvor war die anstößige Darstellung zwar immer mal wieder Anlass für Nachfragen, aber erst jetzt wurde im Gemeinderat und Kirchenvorstand ernsthaft debattiert, was mit dem immer übersehenen, aber von Kirchentagsbesucher*innen wohl nicht zu übersehenden Skandalon zu geschehen habe: Entweder Übermalung, also Reinigung von einem schmerzlichen, schuldhaften Teil der Geschichte der Kirche, auch unserer Gemeinde? Aber das machte diese Geschichte ja nicht ungeschehen. Oder das Bild an der Wand bestehen lassen, das Gesamtkunstwerk erhalten, wie es die Denkmalpflege energisch verlangt hatte, aber mit einem historisch einordnenden und kritischen Kommentar versehen? Dies war dann auch das einvernehmliche Ergebnis der Debatten, die so heftig und unversöhnlich gar nicht waren.

Wenn man jetzt die Kirche betritt, findet sich linker Hand ein Ambo mit einer ausführlichen Erklärungstafel, die man liest mit Blick auf die kommentierte Darstellung. Sie bietet, so meine ich, einen angemessenen kritischen Kommentar. Dessen zentrale Sätze lauten: „Angesichts der jüdischen Leidensgeschichte in den Ländern des Christentums erkennen wir heute schmerzlich den letztendlich tödlichen Beitrag unserer Sprach- und Bildsymbole. Wir sehen in diesen Darstellungen einer sich triumphalistisch gebenden und nach Macht strebenden Kirche Dokumente unserer eigenen Blindheit und unseres Versagens ...“. Die kritische Erläuterung endet mit dem Bußgebet, das Johannes Paul II. im März 2000 an der Klagemauer in Jerusalem gesprochen hat.

| **Dr. Wolfgang Thierse**
Bundestagspräsident a.D. und Mitglied der
Gemeinde Herz Jesu

Gesellschaftspolitik

Zivilcourage

Die Unbequeme

Über eine Frau, die Reden unterbricht und auf Bühnen stürmt, wenn es sein muss

Mirriane Mahn ist Politikerin, Mitglied von Bündnis 90 /Die Grünen und Stadtverordnete in Frankfurt. 2021 erlangte sie deutschlandweit Bekanntheit, als sie eine Rede bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels störte. Im Interview berichtet sie, wie es ihr nach der Frankfurter Buchmesse ergangen ist. Über Rassismuserfahrungen und die Notwendigkeit einer neuen Politik.

Frau Mahn, Sie sind im Hunsrück aufgewachsen. Vermutlich werden Sie öfter als ich gefragt, woher Sie kommen. Was macht das mit Ihnen?

Mirriane Mahn: Das ist von den Alltagsrassismus-Fragen die bekannteste, weil man an ihr so plastisch darstellen kann, wie es sich anfühlt, Alltagsrassismus zu erleben. Tatsächlich ist mein bewusster Anti-Rassismus-Kampf durch diese Frage ausgelöst worden. Nämlich als eine Frau meine Tochter gefragt hat, woher sie kommt, und ihr nicht glaubte, dass sie aus dem Frankfurter Gallus kommt. Das ging dann so weit, dass sie sie des Lügens bezichtigt hat. Damals hat das meine vierjährige Tochter emotional so mitgenommen, dass es ihr wirklich schlecht ging.

Sie sind bekannt geworden, weil Sie die Rede des Oberbürgermeisters Peter Feldmann bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels unterbrochen haben, um auf das Paradox hinzuweisen, dass der Preis einer schwarzen Frau verliehen wird, während schwarze Menschen sich auf der Buchmesse durch die Präsenz rechter Verlage bedroht fühlen. Was hat Sie dazu veranlasst, auf die Bühne zu gehen?

Mahn: Die meisten Menschen haben diesen Auftritt in der Paulskirche bei der letzten offiziellen Veranstaltung der Buchmesse gesehen. Ich habe mich aber schon am Abend der Eröffnung und die ganze Woche lang empört. Deswegen war es für mich surreal, plötzlich zu merken „Ach, jetzt hören alle zu“, obwohl ich genau das Gleiche sage.

Ausgelöst wurde das Ganze, weil ich gesehen habe, dass alle Reden vorgelesen und gebunden in einem Programmheft waren. Das hat mir gezeigt: Da wird heute niemand irgendwas sagen, was relevant ist. Wirklich getriggert war ich dann, als der Oberbürgermeister angefangen hat, das Thema anzusprechen und sich dabei nur in diesen Floskeln verlor, in denen sich Politiker*innen immer verlieren. Ich kann jedes Mal Bullshit-Bingo spielen, wenn es um Rassismus geht und ein*e Frankfurter Politiker*in spricht.

Sie sind ja danach massiv angefeindet worden. Peter Feldmann hat Ihnen für Ihren Mut gedankt. Hätten Sie diesen Mut aufgebracht, wenn Sie vorher gewusst hätten, was danach auf Sie zukommt?

Mahn: Hätte ich vorher gewusst, was für Anfeindungen kommen, hätte ich es wahrscheinlich nicht getan. Ich war immer Drohungen von rechts gewöhnt. Nach dieser Aktion habe ich aber Anfeindungen aus allen Richtungen bekommen. Wenn ich das Gleiche heute noch mal machen würde, würde mich das jetzt nicht mehr so bedrohen. Aber in der Situation, in der ich dort war, ohne Schutz, ohne Kompetenzen, ohne das Netzwerk, weiß ich nicht, ob ich es noch mal machen würde. Denn es war eine echt harte Zeit.

Sie bezeichnen sich ja selber gerne als Aktivistin. Können Sie sagen, warum Sie Politikerin geworden sind?

Mahn: Ich bin Politikerin geworden, weil ich denke, dass wir mehr Menschen brauchen in der Politik, die den Mut haben zu tatsächlichen Veränderungen. Deutsch und weiß zu sein, ist nicht mehr die Norm. Wir brauchen die Diversität der Gesellschaft in den Parlamenten. Ich möchte marginalisierten Gruppen Mut machen: Wenn wir uns mehr trauen, dann schaffen wir auch was, und wir haben das Recht, zu fordern. Mir tut doch niemand einen Gefallen damit, dass ich in der Paulskirche dabei sein darf bei dieser Zeremonie. Es ist genauso mein Recht wie das Recht aller anderen Mandatsträger*innen. Ich bin aber diejenige, die betitelt wird mit „stürmt das Podium“. Was habe ich denn gestürmt? Ich hatte Highheels an, da stürmt man gar nichts!

Was würden Sie sagen, wo für Sie die Grenze des offenen Diskurses mit Blick auf den Schutz von marginalisierten Gruppen liegt?

Gesellschaftspolitik

Zivilcourage

Mahn: Ich glaube nicht, dass die Grenze von Meinungsfreiheit so grau ist, wie alle immer tun. Menschenverachtung ist keine Meinung. Wir müssen weniger über Meinungsfreiheit diskutieren und mehr darüber, was Menschenverachtung ist, also wo sie anfängt.

Ich kenne niemanden, der von Meinungsfreiheit redet, wenn es um den Anschlag in Hanau oder den Attentäter von Halle geht. Die Manifeste beider Attentäter haben Ideologien, teilweise wortwörtlich aus Büchern, die diese rechtsextremen, menschenverachtenden Verlage, die ich kritisiert habe, veröffentlicht haben. Wo ist hier die Meinungsfreiheit? Hier geht es um Menschenverachtung, nicht um Freiheit.

Wir müssen uns auch klarmachen, dass die Messe für diese Verlage ein Vernetzungstreffen rechtsradikaler Gruppen ist. Ich kritisiere, dass sich rechtsradikale, offen rassistische, antisemitische Menschen auf der Buchmesse treffen können. Dieses Jahr war es überhaupt keine Diskussion, den russischen Staatsverlag, der menschenverachtende Sachen macht, auszuladen. Was ich verlange, ist, dass das bei anderen menschenverachtenden Verlagen auch so gesehen wird. Das Problem ist aber, dass der russische Staat gerade weißen Menschen großes Unrecht tut. Das ist etwas, woran wir nicht gewöhnt sind, deswegen ist die Empörung darüber sehr viel größer.

*Insgesamt haben die Anfeindungen gegen Kommunalpolitiker*innen massiv zugenommen. Wie erklären Sie sich das?*

Mahn: Ich glaube, dass das Internet und Social Media dabei helfen, weil man sich aus der Anonymität heraus sicher fühlt, während man diesen ganzen Hass verbreitet. Der zweite Punkt ist diese Grundunzufriedenheit. Wir müssen aufhören, Politik zu machen, die an der Lebensrealität von 90 Prozent aller Menschen komplett vorbeirasselt. Es gibt diese unzufriedenen Menschen, die rasten dann aus. Ich sehe eine Lösung darin, viel mehr Perspektiven ins Parlament zu bringen.

Sie haben ja zugesagt, am Katholikentag mitzuwirken. Was verbinden Sie mit dem Katholikentag und warum haben Sie zugesagt?

Mahn: Ich verbinde gar nichts damit, weil ich zu den unchristlichsten Personen gehöre. Aber ich versuche mich immer in die Räume zu begeben, wo vielleicht noch nicht das gesagt wurde, was ich sagen möchte. Ich halte nicht viel von Leuten, die sich grundsätzlich bestimmten Räumen verweigern.

Gleichzeitig mache ich die Erfahrung, dass die meisten Menschen, sobald sie mich kennenlernen und länger mit mir reden, merken, dass ich gar nicht verrückt bin, sondern dass es auch Sinn macht, was ich sage. Auch wenn ich mich jedes Mal danach aufrege, wenn es dann wieder heißt: „Du bist ja so nett.“ Da denke ich: Was hast du erwartet? Dass ich mit meinem Zebra hier eingelaufen komme, mit dem Knochen durch die Nase und dich mit dem Teil abziehe?

Sie haben gesagt, dass Sie unchristlich sind. Was verstehen Sie darunter?

Mahn: Ich bin nicht getauft, meine Eltern sind schon nicht getauft. Und ich muss einfach sagen: Ich glaube nicht an Gott. Allgemein stehe ich der Kirche sehr kritisch gegenüber, wegen der Rolle, die sie im Kolonialismus gespielt hat. Aber ich glaube, das würden die wenigsten gut finden, wenn sie sich so damit beschäftigen würden wie ich.

Der Träger des Katholikentags ist das Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Wir verstehen uns als Repräsentanz der katholischen Laien zwischen Kirche und Politik. Was sollten wir aus Ihrer Perspektive beitragen, damit sich das politische Klima in unserem Land verändert?

Mahn: Ich glaube, was Sie beitragen können, ist, die Werte der Menschlichkeit, der Hilfsbereitschaft, der Gewaltlosigkeit, der Nächstenliebe, all diese Werte zu vertreten und zu fordern, dass politische Entscheidungen noch mal auf diese Werte hin überprüft werden. Das ist mehr oder weniger das, was wir überall tun sollten. Fordern Sie von der Politik diese Werte ein, dass alle Menschen vor dem Gesetz gleich sind!



Gesellschaftspolitik

Zivilcourage

8

Ein Beispiel: Ich bin so dankbar für die Hilfsbereitschaft vieler Menschen gegenüber Geflüchteten aus der Ukraine und wie es plötzlich möglich ist, dass so viele, die vor dem Krieg fliehen, hier Obdach finden. Das ist doch einer der christlichsten Werte überhaupt.

Aber auch da gibt es zweierlei Maß.

Mahn: Genau, die afghanischen Ortskräfte, die wir im September versucht haben zu holen, die sind immer noch in Afghanistan und sie werden getötet. Und anscheinend können wir ja unbürokratisch Menschen helfen, die unsere Hilfe brauchen. Ich möchte von der Kirche, dass sie darauf hinweist.

Wenn Sie mal 20 Jahre in die Zukunft denken, was muss sich konkret verändert haben, damit die Welt für Ihre Kinder einen guten Lebensraum bietet?

Mahn: Wir müssen das 1,5-Grad-Ziel erreicht haben. Wenn mich Leute fragen, warum ich gerade bei den Grünen bin, kann ich sagen: Ich brauch nicht gegen Rassismus kämpfen, wenn wir eh alle in 20 Jahren ertrunken sind.

Wir müssen uns der Verantwortung diesem einzigen Lebensort gegenüber, den wir haben, bewusst werden. Aber ich habe Hoffnung, wenn ich mir meine Kinder und die Menschen in ihrem Alter anschau. Diese Generation hat eine ganz andere Selbstverständlichkeit in ihrem Umgang miteinander und mit der Umwelt, ohne jemals ein Buch von bell hooks oder Aladin El-Mafaalani gelesen zu haben. Ich glaube, die werden sich schon eine gute Welt bauen, wenn wir ihnen noch etwas übrig lassen.

| **Mirriane Mahn**
Stadtverordnete in Frankfurt am Main, Bündnis 90/Die Grünen

| **Katrin Großmann**
führte das Gespräch

Ein neuer politischer Stil

Demokratie scheitert immer wieder an ihrem Versprechen, alle einzubeziehen. Trotzdem geht es nicht ohne sie.

„In einer Zeit gesellschaftlicher Zerklüftung und Labilität braucht es einen neuen politischen Stil. Der aber kann nicht bloß aus höflichen Phrasen, einem Lächeln hier, einem Winken da bestehen, sondern verlangt ein von Grund auf neues Sprechen über Entscheidungsprozesse“, schreibt Nora Bossong in ihrem jüngsten Buch „Die Geschmeidigen. Meine Generation und der neue Ernst des Lebens“. Hier einige Auszüge.

Es sind nicht nur Vokabeln der Stabilität und Stärke vonnöten, sondern es braucht umgekehrt mindestens so dringend den offen artikulierten Zweifel, das Zögern, die Entschuldigung, die eingestandene Fragilität, die nicht sofort mit Satzbausteinen verstellt werden. Es braucht Komplexität und Schlichtheit anstelle von vorgefertigten Modulen, die den Eindruck vermitteln, so vorgefertigt wie die Sprache seien auch das Denken und Entscheiden in der Politik.

Die Frage nach Stil mag sich sekundär anhören, sie ist aber mehr als eine Petitesse. Stil bestimmt, wie ein Stoff geformt wird, ja mehr noch: was er letzten Endes ist. Im konkret Politischen berührt Stil die Frage nach Partizipation, nach der Art und Weise, wie Bürgerinnen und Bürger von der Politik einbezogen werden und wie wir Politik leben und denken wollen. Doch genau dies, ein neuer Stil, könnte die Schwachstelle der Geschmeidigen sein, wenn er von ihnen als reine Oberfläche missverstanden wird. Ästhetische Schwarz-Weiß-Fotos und schicke Business-High-Heels reichen jedenfalls nicht, und das zurückhaltend Moderierende hat seine Grenzen. Um einen wirklich anderen Stil zu finden, muss man erst einmal einen Schritt aus dem Altbekanntem heraustreten ... (S. 214/215)

Die Demokratie mit ihren Aushandlungen, ihrer immanenten Angst vor Wählerverlust und ihren nach Prozentpunkten jagenden Wahlkampfteams wirkt inmitten der ineinander verschränkten Krisen unserer Gegenwart manchmal, als stünde sie schon auf dem Abstellgleis der

Gesellschaftspolitik

Die Geschmeidigen

Geschichte. Demokratie ist anstrengend, anspruchsvoll, scheitert immer wieder an ihrem Versprechen, alle Menschen gleichermaßen mit einzubeziehen. Demokratie ist nicht perfekt, und wir leben mit ihr nicht in der besten aller möglichen Welten; wir leben nur in einer der besten unter den bislang ermöglichten. Das ist in ideeller Hinsicht nicht viel, in realistischer Hinsicht jedoch eine ganze Menge. Aber reicht das?

Das hängt davon ab, was wir daraus machen. Trotz allem möchte ich an etwas glauben: an ein Denken, das es wagt, sich Gesellschaft besser vorzustellen, als sie jetzt ist, ohne dafür gleich wieder einen neuen Menschen zu entwerfen oder die unangenehmen, ja bedrohlichen Realitäten auszuklammern. Der „neue“ Mensch lebt immer von der Vernichtung der Ambivalenzen und letztlich des Menschlichen. Den Menschen dagegen mit all seinen Widersprüchen auszuhalten, als jemanden zwischen Gut und Böse, Bequemlichkeit und Mut, Angst und Trotz, Klugheit und Ignoranz – das ist der Reichtum, auf dem eine gelingende Demokratie fußt. Und wenn wir nicht wissen, was jenseits unserer Gegenwart liegt, dann sollten wir uns endlich aufmachen. Wir sollten den Mut zurückgewinnen, über das Hier und Jetzt hinaus zu denken, und uns zugleich fragen, was der Weg war, der uns hierherbrachte ... (S. 12/13)

Ich glaube, dass man populistische Nationalisten unterschätzt, wenn man ihre Wählerschaft als eine ausschließlich von Angst und Sorgen orchestrierte Gruppe versteht. Angst und Sorgen sind für Populisten ein Mittel unter vielen, um Menschen für ihr Projekt zu gewinnen. Sie setzen im Kern auf den Vorrang einer Gruppe, die sich als Sippe, Stamm, ethnisch oder kulturell homogene Nation zeigen kann und der Privilegien und Ressourcen ohne Rücksicht auf andere uneingeschränkt zur Verfügung stehen sollen. Ebendieses Angebot ist es, das Menschen verlockt. In der extremen Ausformung dieses Superioritätsgedankens bezieht sich das Wort „Mensch“ ausschließlich auf die eigene Gruppe, während anderen das Menschsein graduell abgesprochen wird, wie es etwa im Rassismus, im Antisemitismus oder im Sexismus praktiziert wird. In dieser Logik ist es auch nicht widersprüchlich, dass ein Mann Nazi-Verbrecher und liebevoller Vater sein konnte, sondern sogar folgerichtig, vernichtete er doch die „Unter-

menschen“, um für seine Kinder und ihre Nachkommen mehr Ressourcen und „Lebensraum“ zu sichern.

Angst, heißt es gemeinhin, sei ein schlechter Ratgeber, und Politik, die mit Ängsten spielt, sei gefährlich. Ich glaube aber, dass Politik, die Angst ausklammert, auf eine andere Art problematisch ist. Sie blickt nur auf die Fassaden der scheinbar friedlichen Quartiere und übersieht all jene Nachbarschaften und Innenräume, in denen sich Gewalt längst als das attraktivere Argument etabliert hat. Sorgen sind nicht per se absurd und Angst ist nicht immer ein schlechter Ratgeber; sie kann auch eine Warnung vor dem sein, zu was Menschen fähig sind, vor dem Verführungspotenzial von Gewalt und Ausschluss. Wären wir ohne unsere Ängste der Realität überhaupt gewachsen? Dass ein politischer Kurs heute oft mit Verweis auf Ängste und Sorgen der Zivilgesellschaft gerechtfertigt wird, ist beileibe keine Besonderheit rechter Extremisten, sondern ein verbreitetes Phänomen unserer Zeit ... (S. 77/78)

| Nora Bossong

Freie Schriftstellerin in Berlin, Mitglied des ZdK

Aus: Nora Bossong, Die Geschmeidigen. Meine Generation und der neue Ernst des Lebens, Ullstein 2022.

Vulnerable – Verletzlich

Kunstwettbewerb und Ausstellung der Diözese Rottenburg-Stuttgart zum Katholikentag

Der Begriff des Vulnerablen ist erst durch die Coronapandemie in unseren aktiven Wortschatz gelangt. Jedoch haben Künstler*innen jeder Epoche für die Vulnerabilität als wesentliches Moment des menschlichen Daseins eindringliche Ausdrucksformen gefunden.

Das Bildmotiv der abendländischen Kunst, das Verletzlichkeit demonstrativ vor Augen führt, ist das Kreuzifix. Jesus steigt am Kreuz in die Tiefen alles Menschlichen hinab. Nicht umsonst ist der Begriff des Ecce Homo („Siehe, der Mensch“) biblisch und ikonografisch fest mit dem Kreuzigungsgeschehen verknüpft. Gerade in seiner Verwundbarkeit ist der Mensch „Mensch“. Aus dieser Verwundbarkeit erwächst jedoch eine Kraft – die in der christlichen Tradierung in den Glauben an die Auferstehung mündet.

Verwundbarkeit ist also ein Aspekt des Menschseins, der uns schwächt und zugleich stärkt. Diese Ambivalenz künstlerisch neu zu interpretieren, den „Finger in die Wunde“ des Menschseins zu legen, war die Aufgabe, der sich junge Künstler*innen im Zuge des Kunstwettbewerbs unter der Schirmherrschaft von Bischof Dr. Gebhard Fürst angenommen haben. Auf die Ausschreibung bewarben sich rund 600 junge Kreative. Die Vielfalt an Interpretationen beeindruckt zutiefst. Eingereicht wurden zeitgenössische Kunstformen wie Installationen, Video- und Soundarbeiten, Projektionen und Performances sowie Objekte der klassischen Bildkünste wie Gemälde, Zeichnungen und Skulpturen.

Um die eingereichten Arbeiten aus interdisziplinärer Perspektive zu betrachten, wurde eine zehnköpfige Jury berufen: Prof. Axel Heil (Staatliche Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe), Prof. Leni Hoffmann (Staatliche Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe), Prof. Dr. Hildegund Keul (Julius-Maximilians-Universität Würzburg), Prof. Matthias Kohlmann (Hochschule Pforzheim, DesignPF), Prof. Dr. Pia Müller-Tamm (Staatliche Kunsthalle Karlsruhe), Joanna Pape M. A. (Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg), Dr. Melanie Prange (Diözesanmuseum Rottenburg), Sebastian Schmid („St. Ma-

ria als“ – Kirche des Dialogs und der Vernetzung, Stuttgart), Prof. Heiner Schmitz (ehem. Fachhochschule Dortmund, FB Fotografie) sowie Prof. Dr. Stephan Winter (Eberhard-Karls-Universität Tübingen).

Nach drei intensiven Sitzungen hat das Gremium 25 Preisträger*innen aus unterschiedlichen Genres und Kunstformen benannt. Neun Arbeiten wurden für einen Hauptpreis ausgewählt; 16 Arbeiten erhalten einen Förderpreis. Die Werke werden übergreifend in zwei Ausstellungen zu sehen sein: in St. Maria in Stuttgart (27. Mai bis 24. Juli 2022) sowie im Diözesanmuseum Rottenburg (19. Juni bis 28. August 2022). Die Preisübergabe sowie die Eröffnung der Ausstellung in St. Maria erfolgen im Rahmen des 102. Deutschen Katholikentags in Stuttgart.

Einen der ersten Hauptpreise erhält die Videoarbeit „Depressed Animals“ (2018–2020) von Elisa Jule Braun. Sie schildert Vulnerabilität zunächst nicht aus menschlicher Perspektive, sondern als Aspekt unserer belebten Mit- und Umwelt. Gezeigt werden Tiere in Gefangenschaft und deren hierdurch degenerierte Verhaltensweisen. Das endlose Rundenziehen durch die Käfige wird digital auf Smart Objects wie Staubsauger oder Drohnen übertragen. Die Arbeit legt die Verletzlichkeit der Natur, aber auch des Menschen und der Technik offen, die ein ungezügelter Kapitalismus verursacht hat. Der fehlende Respekt vor den Regeln der Natur ist auch verantwortlich für das Coronavirus, das die Künstlerin damit implizit anspricht.

Auf eine drängende ökologische Frage, nämlich die Versorgung der Weltbevölkerung mit Wasser, geht die Installation von Lena Kaapke ein („Wasser zum Trinken“, 2021). Das hochvulnerable Verhältnis von Mensch und Natur behandeln außerdem die Arbeiten von Vlad Lucian Brăteanu („get your shit together and stay balanced“, Skulptur, 2020) und Sarah Degenhardt („SUBSTITUTE“, audiovisuelle Installation, 2020).

Heimatlos, schutzlos

Flucht und Migration erfahren durch den Einmarsch russischer Truppen in die Ukraine derzeit eine neue grausame Aktualität. Georg Lutz, ebenfalls mit einem ersten Hauptpreis ausgezeichnet, zeigt uns in „The Fruits of our Land“ (2019) aber gerade nicht das Leid der Flüchtlinge. Er sucht verschie-

Katholikentag Kunst & Kirche

denste Orte in Europa auf und filmt die materiellen Überreste von Flucht sowie die materiell fassbaren Reaktionen auf Geflüchtete. Mit dieser Herangehensweise macht er Menschlichkeit – aber auch ihr Ausbleiben – zum Thema, ohne einen Menschen zu zeigen. Es ergibt sich ein starker Kontrast zwischen der stehenden Kamera und den aufwühlenden, bedrückenden Emotionen, die sich bei den Rezipient*innen einstellen. Einzelschicksale und globale, politische Zukunftsfragen werden hier auf stille, aber umso eindringlichere Art und Weise beleuchtet.

Heimatlosigkeit und Vertreibung spielen auch im Werk von Seonah Chae („Wind doesn't blow twice in the same place“, Zeichnung, 2020/21) eine Rolle. Die vielfältigen Ängste, die im Kontext von Flucht- und Migrationsdebatten immer wieder laut und zum Teil irrational werden, behandeln die Arbeiten von Michael Kranz („myBorder's JOY-fence“, Kurzfilm, 2018) und Moritz Urban („FORT COMFORT“, Intervention, 2021).

Simon Pfeffel, der dritte Empfänger eines ersten Hauptpreises, liefert sich in seiner Performance „Becoming Mountains“ (2021/2022) der Welt – physisch und psychisch – vollkommen aus. Der Künstler will unter anderem 4 km zur Kirche St. Maria gehen; ein Bein ist dabei rechtwinklig an einer Skulptur fixiert. Er benötigt Krücken, um vorwärtszukommen, und ist auf die Hilfe von Passant*innen angewiesen – er macht sich also selbst verletzlich. Verlauf und Ergebnis dieses (Selbst-)Experiments sind offen. Pfeffel gibt vorsätzlich Kontrolle ab, was dem modernen Kontrollzwang elementar widerspricht. Er vertraut auf sein Gegenüber und verweist darauf, dass es zwischen Menschen noch einen anderen Diskurs als den der permanenten Selbstbewerbung gibt und geben muss. Auch Nadjana Mohr stellt mit ihrer Performance „Suits_SMLXL (blue yellow pink rosa)“ in 2021 die individuelle Verletzlichkeit performativ dar. Sie führt sie durch bröckelnde Schutzanzüge materiell vor Augen.

Mehrere Künstler*innen beschäftigen sich mit dem menschlichen Leben, seinen verschiedenen Phasen und deren Verletzlichkeit sowie mit der Fragilität von (familiären) Beziehungen (Joscha Bender, „The Dough“, Skulptur, 2021; Fiona Marten, „Ohne Titel“, Mischtechnik, 2018; Frederic Klamt, „Scratchface Returns“, Videocollage, 2021). Soziale Ängste, psychische und körperliche Verletzungen und die Frage

nach dem gesellschaftlichen Umgang damit werden ebenfalls thematisiert (Dominik Geis, „Stigma“, Found-Footage-Videocollage, 2020; Maik Gräf, „Old dreams waiting to be realized“, Fotoarbeit, 2018–2021; Viktoria Kurnicki, „Immer nur eine Annäherung“, Installation, 2020; Sangchul Lee, „Ohne Titel“, Installation, 2021). Zwei künstlerische Interpretationen gehen explizit auf die Verletzungen im Hinblick auf weibliche Rollenbilder und Rollenklischees ein (Clara Alisch, „Lactoland“, Videoinstallation, 2021; Alina Röbbke, „Mother, Maiden, Whore“, Malerei, 2021).

Wunden, die die Kirche schlug

Auch die Vulnerabilität von (kirchlichen) Traditionen wird angesprochen (Eva Gentner, „Aus der Serie Boobs / o. T.“, Malerei / Druck, 2021; Emese Kazár, „Beweinung“, Malerei, 2020; Kriz Olbricht, „Pyramus und Thisbe“, Installation, 2019; Oscar Lebeck, „Cella“, Fotoarbeit, 2020/21). Einigen Arbeiten liegt das Sammeln von bildlichen und textlichen Quellen zugrunde. Sie befragen die Geschichte nach den sich immer wiederholenden Verletzungen von Menschen an Menschen (Christopher Amm, „Im Grünen (Dolores)“, Installation, 2021). Und sie beleuchten ganz explizit das Verhältnis von Kunst und Theologie – mit allen offenen Wunden (Katarina Baumann, „DIE RELATIVEN“, Installation, 2021).

Die Kunstwerke vermögen – jedes auf seine ganz eigene Art – neue Sichtweisen anzuregen und zu neuem Denken aufzurufen. Die Diözese hat sich bewusst entschieden, eine Frage zu formulieren und sich von den Antworten junger Kreativer herausfordern zu lassen – sich also verletzlich und offen zu machen. Ganz besonders vor dem Hintergrund, dass die Kirche selbst für schlimmste psychologische und körperliche Verwundungen an Kindern, Jugendlichen und queeren Menschen verantwortlich ist, wie jüngste Studien und Enthüllungen wieder auf schockierende Weise verdeutlichen.

| Dr. Melanie Prange

Diözesankonservatorin, Leiterin des Diözesanmuseums Rottenburg

Auferstehen im Krieg

Wie kann man an solchen Tagen Auferstehung feiern?

Völkerrechtswidriger Überfall auf die Ukraine. Menschen sind zu Millionen auf der Flucht. Weitere Krisenherde, Kriege und Fluchtbewegungen auf dem Globus. Wie umgehen mit all diesem Leid? Aber auch der Blick in die eigenen Reihen ist nicht gerade ermutigend. Eine Kirche, die in Lager zu zerfallen droht. Ein bitterer, scharfer, unversöhnlicher Ton in den gesellschaftlichen Debatten. Eine Pandemie und ihre Folgen, die gerade die Schwächsten in der Gesellschaft treffen, die Alten, Kranken und Einsamen, aber auch die Kinder und Jugendlichen. Wie kann man an solchen Tagen Auferstehung feiern?

Ich meine: Gerade an solchen Tagen ist die Feier der Auferstehung dran. Ging es den Jünger*innen in den Tagen zwischen Karfreitag und Ostermorgen etwa besser als uns heute? Kleopas klagt auf dem Weg nach Emmaus über die enttäuschten Hoffnungen. Er hat guten Grund dazu. Aber er tut sich in seiner eigenen Hoffnungslosigkeit und Resignation auch selbst sehr leid. Den Frauen, die vom leeren Grab erzählen, will er nicht glauben. Sein Herz ist „träge“ geworden (vgl. Lk 24,25). Da braucht es einen stärkeren Impuls von außen, um aus der Trägheit herauszukommen. Dieser Impuls kommt vom Auferstandenen. Von wem sonst?

Der Impuls kommt von der Straße. Ein Unbekannter spricht Kleopas und seine Begleiterin an, hört ihnen zu und fordert sie heraus. „Habt ihr denn gar nichts verstan-

den?“ (vgl. Lk 24,26). Sie laden ihn zu sich nach Hause ein, und dann geschieht etwas: Rollenwechsel. Aus dem Gast wird der Gastgeber. Jetzt gehen sie, beschenkt, mit brennendem Herzen (Lk 24,32) zurück nach Jerusalem und feiern. Denn sie haben etwas erfahren. Sie stecken nicht mehr im Hamsterrad des Klagemodus. Sie können nun auch dem Simon und den Frauen glauben, die ihrerseits etwas erfahren haben.

Wie also heute Auferstehung mitten im Meer der schlimmen Ereignisse und Nachrichten feiern? Zuerst einmal auf die Straße gehen, in der Bereitschaft, sich vom Nicht-Planbaren ansprechen zu lassen, mit der Sehnsucht im Herzen, berührt zu werden von einem Funken, der das Herz wieder zum Brennen bringt. Das setzt mindestens die „Sehnsucht nach der Sehnsucht“ (Ignatius) voraus sowie die Bereitschaft zu selbstkritischer Wahrnehmung. Die Begegnung mit dem Auferstandenen wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht in Bestätigungen und Schulterklopfen erschöpfen.

Man kann geistlich aufmerksames Gehen auf der Straße auch „üben“: Ein Kirchenmann besuchte während sogenannter „Exerzitien auf der Straße“ eine Obdachlosenküche, weil er Hunger hatte. Er erhielt eine Tüte mit Brötchen und Schokoriegel. Als er Letzteren aufmachen wollte, sah er: das Verfallsdatum zwei Jahre überschritten. Er warf den Riegel weg. Da setzte sich ein Mann neben ihn, öffnete seine Tüte, sah, dass sein Nachbar keinen Schokoriegel mehr hatte. Da nahm er seinen Schokoriegel, brach ihn und gab ihm eine Hälfte. Der Kirchenmann sagte: „Nein danke.“ Abends, beim Gespräch, sagte ihm ein Gesprächsteilnehmer: „Da hast du Jesus die Eucharistie verweigert.“ Diese Erfahrung veränderte sein Leben.

Was kann ein Brotbrechen zu dritt in einem kleinen Zimmer in Emmaus oder das Teilen eines Schokoriegels in einer Obdachlosenküche konstruktiv zu den Ereignissen in der Welt beitragen? Meine Gegenfrage lautet: Was kann ein träges Herz dazu beitragen? Nichts. Mehr noch, es ist Teil des Problems. Ostern hingegen ist wirklich ein Grund zu feiern. Es gibt eine Hoffnung, die nicht besiegt werden kann. Der Auferstandene senkt sie in unser Herz, weil er selbst aus ihr lebt.

| **Klaus Mertes SJ**

Superior der Jesuitenkommunität in Berlin